

VJS - Nachrichten

Informationsblatt der Vereinigung für Jüdische Studien e.V.

Redaktion: M. Voigts Gasteiner Str. 910717 Berlin Tel: 030/8736428 FAX: 030/86424697

Nr. 4

Tewet 5760 / Dezember 1999

Inhalt Leitartikel Über die Wurzel nicht mehr nur stolpern! / Archäologische Forschungen zum Mittelalterjudentum / Esra, Ein orthodoxer jüdischer Jugendbund / DAS DOKUMENT: I. Elbogen: Das Hebräische als Gebetsprache / *Aus der jüdischen Welt* / Buchrezension / *Verbandsnachrichten*

ÜBER DIE WURZEL NICHT MEHR NUR STOLPERN!

Magisterteilstudiengang JÜDISCHE STUDIEN in Greifswald

Prof. Dr. theol. Thomas Willi

An der Universität Greifswald wird, rechtzeitig zur Jahrtausendwende, ab WS 1999/2000 neu der Magisternebenfachstudiengang "Jüdische Studien" angeboten. Das vom Bildungsministerium zunächst befristet bis zum SS 2201 genehmigte Studienangebot steht im norddeutschen Raum von Bremen-Hamburg-Kiel bis Greifswald einzig da. Es richtet sich an Studierende verschiedenster Fachrichtungen. Daher die Bezeichnung "Jüdische Studien", die ähnlich wie das englische Jewish Studies eine große Offenheit beinhaltet. Im Unterschied zu dem an größeren Universitäten wie Berlin oder Frankfurt/M. etablierten Fach Judaistik gehen die Jüdischen Studien wie in Potsdam und Oldenburg, bei allem wissenschaftlichen Anspruch, die Thematik allgemeiner an.

Wer sich heute in Deutschland mit Kultur- oder Geisteswissenschaften befaßt und sich ein entsprechendes Studium vornimmt, wird unweigerlich einmal auf das Judentum und seinen spezifischen Beitrag dazu stoßen. In den meisten Fällen bleibt es leider freilich dann bei oberflächlichen Eindrücken, und es fehlt an einem organischen und wissenschaftlich fundierten Zugang zu den Phänomenen des Judentums, die so vielfältig sind wie das menschliche Leben - und wie die Studienlandschaft einer Universität wie Greifswald.

Hier tritt das neue Angebot in die Bresche. Wer sich auf das Lehramt vorbereitet, wer Hellenismus und Rom, die Renaissance, die Aufklärungsepoche oder die Zeit des Zweiten Weltkriegs einmal aus einer anderen Perspektive kennenlernen will, wer Literatur- oder Theaterwissenschaft studiert, von Ludwig Börne und Heinrich Heine angefangen, wer sich der Philosophie eines Baruch de Spinoza oder, ganz anders, von Hermann Cohen über Franz Rosenzweig bis zu Emmanuel Lévinas und Jacques Derrida zuwendet, wer sich als Historiker oder Politikwissenschaftler mit Osteuropa, dem Zionismus oder dem aktuellen Nahen Osten befaßt - wie kann sie oder er da die Augen vor dem Judentum verschließen? Und hat die gegenwärtige Rechtsauffassung neben dem römischen Recht nicht auch ein biblisch-jüdisches Standbein? Auch der Naturwissenschaftler oder Mathematiker, der einen Austausch mit Israel im Auge hat - es kann auch Boston, Philadelphia, Chicago oder Berkeley sein - wird von jüdischen Kenntnissen profitieren können.

Der Studiengang, wie er im Rahmen der Theologischen Fakultät Greifswald konzipiert worden ist, den Senat der Universität passiert und nun grünes Licht vom Bildungsministerium bekommen hat, knüpft an Vorgaben und Möglichkeiten der akademischen und geistig-sozialen Landschaft Mecklenburg-Vorpommerns an. Hier sei nur an Persönlichkeiten aus der Barockzeit erinnert wie Matthias Wasmuth (Rostock), Olof Gerhard Tychsen, der in Bützow wirkte und der Lehrer des bis heute bedeutendsten Hebraisten und Lexikographen Wilhelm Gesenius war, Johann Friedrich Mayer, der in seinem Haus in Greifswald - heute der Sitz des Kanzlers der Universität - eigens eine Lehrsynagoge einrichtete. Und ein Jahrhundert später, nämlich 1880, hat M.S. Zuckermandel die maßgebende und bis heute durch keine neue Gesamtedition ersetzte Ausgabe der Tosefta (Parallelwerk zu Mischna, der Grundlage des Talmuds) gedruckt - in Pasewalk! In dieser Epoche sind dann auch landauf, landab in Mecklenburg wie in Pommern Synagogen gebaut worden. All das ist durch den Gang einer unheilvollen Geschichte viel zu sehr erstickt und vergessen worden. Durch die soeben vom Bildungsministerium angeregte Dokumentation ritueller Bauwerke jüdischer Gemeinden in Mecklenburg-Vorpommern sollen diese Aspekte von Landschaft und Geschichte neu ins Bewußtsein gerückt werden. Das Projekt, an dem neben den Technischen Universitäten bzw. Hochschulen Braunschweig, Wismar und Neubrandenburg auch das Seminar für Kunstgeschichte der Universität

Greifswald beteiligt ist, hat nicht zuletzt eine Reihe von geistigen, religiösen und theologischen Aspekten. Auch auf die wachsende Mitgliederzahl der beiden jüdischen Gemeinden in Schwerin und Rostock mag hier hingewiesen werden. Daß es sich zu großen Teilen um Zuwanderer aus Rußland handelt, bringt besondere Probleme mit sich. Das ist aber ein Grund mehr dafür, diese Entwicklungen und ihre Voraussetzungen wissenschaftlich und ausbildungsmäßig anzugehen.

Die Jüdischen Studien in Greifswald schreiben sich in eine wichtige und gute Tradition der Universität und ihrer Theologischen Fakultät ein. Mit dem Gustaf-Dalman-Institut und seinen Kollektionen verfügt sie über einen in Deutschland und darüber hinaus einzigartigen Bestand. Er stammt aus der Forschungs- und Sammeltätigkeit des Gründers der Deutschen Palästinawissenschaft, Gustaf Dalmans. Zu diesen Schätzen zählen nicht bloß die Realien der Palästinakunde und die einmaligen Palästinabilder aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. Der dritte Bereich der Sammlungen bildet eine ausgezeichnete und so nirgendwo mehr in Deutschland vorhandene Basis für Jüdische Studien. Es handelt sich um Judaica-Buchbestände, die unter anderem mehr als 30 editiones principes, also Erstausgaben grundlegender Werke der jüdischen Traditionsliteratur, so etwa des jerusalemischen und des babylonischen Talmud, der alten Midraschim (frühjüdische Kommentarliteratur zur Bibel), des Sohar (Grundwerk der Kabbala und der jüdischen Mystik) etc., umfaßt. In Anknüpfung und gleichzeitig Abgrenzung von der Hebraistik und Judaistik des 18. und 19. Jahrhunderts hat Gustaf Dalman nach seiner Rückkehr aus Jerusalem 1915 einen Neuanfang zu jüdischen und - im Zusammenhang mit der sprachlichen Erschließung des Talmud - aramaistischen Studien in Greifswald gelegt. Dalman selbst war dabei die Erschließung der Sprache und Gedankenwelt Jesu und des Neuen Testaments aus dessen jüdischem Umfeld ein großes Anliegen. Er hat damit wegweisend gewirkt. 1920 ergriff Gerhard Kittel, der nachmalige Herausgeber des berühmten Theologischen Wörterbuchs zum Neuen Testament, in Greifswald die Initiative zur Stiftung des Gustaf-Dalman-Instituts. Gerhard Kittel gehört allerdings im Gegensatz zu Dalman auch zu den Repräsentanten einer Forschung, die sich des Judentums zwar annahm, leider aber ihre Arbeit durch eine verdeckt oder sogar offen antisemitisch ausgerichtete theologische und politische Haltung selbst zutiefst kompromittierte. Das hatte Folgen. In Westdeutschland erfolgte nach dem zweiten Weltkrieg eine Neubegründung der Judaistik in weitgehender Loslösung von der theologischen Wissenschaft und Forschung, meist im Rahmen der Philosophischen Fakultäten. Im östlichen Teil Deutschlands, im Gebiet der DDR, wurde das Judentum auch aus politischen Gründen nahezu vollständig ausgeklammert, auch im normalen Betrieb der Theologischen Fakultäten. Es kann als ein Glücksfall bezeichnet werden, daß die Bestände des Gustaf-Dalman-Instituts die nationalsozialistische wie die kommunistische Periode unbeschadet überstanden haben. Das Augenmerk lag nahezu ausschließlich auf der Palästinakunde mit den dazugehörigen Realien und der Bildersammlung. Heute scheint die Zeit dafür reif zu sein, daß nun endlich auch der dritte, der judaistische, Bereich des Gustaf-Dalman-Instituts zu seinem Recht kommt.

Bei dem neuen Studiengang Jüdische Studien handelt es sich nicht um ein orchideenhaftes Randgebiet. Es geht darum, ein Herz- und Kernstück biblisch orientierter Theologie für ein zukunftsorientiertes menschliches und gesellschaftliches Denken, Empfinden und Handeln fruchtbar zu machen. In den zentralen Kapiteln 9-11 seines Briefs nach Rom erinnert der Apostel Paulus das Christentum daran, daß es nach dem Heilsplan Gottes zum jüdischen Volk eine ganz besondere Beziehung hat: "Nicht du," redet der Apostel die nichtjüdische Christenheit an, "trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich."

Kaum eine theologische Einsicht ist durch die Jahrhunderte so sehr mit Füßen getreten worden wie diese, keine Mißachtung hat sich so gerächt wie diese in unserem Jahrhundert, und durch nichts hat sich die der Reformation verpflichtete Theologie so kompromittiert wie durch die Perversion dieser Grundlagen durch die in Deutschland in den 30-er und 40-er Jahren betriebene theologische Arbeit. Ihre Spätfolgen sind vielfältig spürbar. Gerade in entkirchlichten Verhältnissen unserer Gesellschaft überdauert alle Substanzverluste am zähesten die negativ konditionierte Haltung zum Judentum. Statt aus der Kraft der Wurzel zu leben, ist man darüber gestolpert.

Eine simple Abkoppelung der Jüdischen Studien von der kirchlichen und religiös-geistigen Gegenwart umgeht das Problem, statt zur Lösung beizutragen. Aus den verschiedensten Gründen ist daher der durch die theologische Fakultät verantwortete Studiengang Jüdische Studien alles andere als randständig. Er gehört vielmehr - um es mit einem katholischen Begriff auszudrücken - in den Bereich der Fundamentaltheologie.

Die Schwerpunkte des neuen Studiengangs, wie sie in der Studien- und Prüfungsordnung des neuen Studiengangs niedergelegt sind, ergeben sich aus der Thematik, aus den Forderungen der Gegenwart und aus den in Greifswald vorhandenen Voraussetzungen. Der Studiengang Jüdische Studien baut im wesentlichen auf Lehrveranstaltungen an der Theologischen Fakultät auf, ist aber für Interessierte jeder Herkunft und Angehörige aller Fakultäten offen. Studienbereiche des in Grund- und Hauptstudium gegliederten Studiengangs sind judaistisch orientierte Sprach-, Bibel-, Liturgie-, Literaturwissenschaft, Grundbegriffe jüdischen Lebens (Halacha) und Denkens sowie die Geschichte des jüdischen Volks. Ziel ist Vertrautheit mit der Hebräischen Bibel, dem sog. 'Alten Testament', seiner Sprache, Lebenswelt und seiner Wirkungsgeschichte sowie, darauf aufbauend, die Vertrautheit mit Literatur, Kultur und Religion des Judentums. Der Studiengang Jüdische Studien ist als Ergänzung des Ausbildungsprofils für Studierende anderer Fächer als der Judaistik konzipiert. Daher wird an Sprachen neben Deutsch und Englisch nur Hebräisch als Grundlage jüdischer Überlieferung und jüdischen Lebens in Antike und Moderne verlangt. Kurse in biblischem Hebräisch werden im Rahmen der Theologischen Fakultät regelmäßig angeboten.

Schon bisher bemühten sich Professor Thomas Willi vom Lehrstuhl für Altes Testament, Judentumskunde und Religionsgeschichte, aber auch Privatdozentin Dr. Julia Männchen, Grundelemente zu einem solchen Studiengang anzubieten. In ähnliche Richtung wies die durch Professor Werner Stegmaier initiierte und vom Institut für Philosophie zusammen mit dem genannten Lehrstuhl verantwortete Tagung zur philosophischen Aktualität der jüdischen Tradition, die letzten Herbst, international hochrangig bestückt, auf Hiddensee stattfand. Dazu kommen Vorträge und Weiterbildungstagungen in breiterem kirchlichem und gesellschaftlichem Rahmen. Diese Aktivitäten sollen nun durch die offizielle Einrichtung eines Nebenfachstudienganges Jüdische Studien an Ausstrahlungskraft und wissenschaftlicher Rückbindung gewinnen.

Bereits im Wintersemester steht neben Vorlesungen zur althebräischen Literaturgeschichte, zu den Psalmen als Israels Gebetbuch, Übungen zum jüdischen Erbe der frühen Kirche, Sprachkursen zum biblischen Hebräisch und zum biblischen Aramäisch eine Einführung ins Judentum im Angebot.

Interessierte und Neugierige mögen sich zur Studienberatung wenden an PD Dr. Julia Männchen, Theologische Fakultät, Domstraße 11/IV, 17487 Greifswald, während der Vorlesungszeit Di, Mi und Fr 10 -11 und n.V.: Tel. 03834/86-2508 (Frau Dr. Männchen) oder 03834/86-2501 (Dekanat Frau Radschikofsky) oder 03834/86-2513 (Prof. Dr. Willi); während der vorlesungsfreien Zeit nach Vereinbarung.

Jüdische Kultur

Studien zur Geistesgeschichte, Religion und Kultur

Harrassowitz Verlag Wiesbaden, herausgegeben von K. E. Grözinger

- I. Die Geschichte des Ba'al Schem Tov, Schivche Ha-Bescht, herbräischer und jiddischer Text, herausgegeben, übersetzt (beide Versionen) und kommentiert samt einer ausführlichen Einleitung sowie einem Beitrag von R. Elijor, 2 Bände 960 S., von K. E. Grözinger, 1997, ISBN 3-447-03867-5
- II. Jüdische Kultur in Frankfurt a.M. von den Anfängen bis zur Gegenwart, Hrsg. K. E. Grözinger, 1997, ISBN 3-447-03962-0
- III. Jüdische Literatur und Kultur in Großbritannien und den USA nach 1945, Hrsg. B. Neumeier, 1998, ISBN 3-447-04108-0
- IV. Sprache und Identität im Judentum, Hrsg. K. E. Grözinger, 1998, ISBN 3-477-04106-4
- V. Juden und Judentum in Literatur und Film des slavischen Sprachraums. Die geniale Epoche, Hrsg. P. Kosta, H. Meyer und N. Drubek-Meyer, 1999, ISBN 3-447-04170-6
- VI. Jüdisches Selbstverständnis im Wandel. Jiddische Literatur zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, von A. Glau, 1999, ISBN 3-447-04183-8

Dieser Ausgabe der VJS-Nachrichten sind für diejenigen Mitglieder, die mit Beiträgen in Rücksand geraten sind, eine Nachricht beigelegt, in der sie den Stand ihrer Beitragszahlungen ansehen können. Der Schatzmeister bittet darum, die ausstehenden Beträge bis Jahresende zu überweisen.

Durch eine Umorganisation der Deutschen Bank hat sich die Bankleitzahl geändert und lautet jetzt: **100 700 24**. Die Kontonummer ist die alte geblieben.

Bitte beachten Sie dies bei Ihrer Überweisung.

Archäologische Forschungen zum Mittelalterjudentum

Ole Harck (Kiel)

Eine archäologische Minoritätenforschung gibt es in Mitteleuropa bislang nur in Ansätzen, da Bodenfunde einer Minderheit nur in Regionen mit Bevölkerungen unterschiedlicher ethnischer Zugehörigkeit und hierdurch bedingt einer verschiedenartigen materiellen Kultur erkennbar sind. Hierzu gehören u.a. das im frühen und hohen Mittelalter von Deutschen und Slawen besiedelte Kolonisationsgebiet östlich der Elbe und - als frühes Beispiel - die von Römern eroberten Teile der Rhein-Donau-Landschaften, wo die einheimische Bevölkerung noch über mehrere Generationen nach Ankunft der Römer eine eigenständige, durch archäologische Funde bezeugte Parallelkultur zu der römischen entwickeln konnte.

Bei den religiösen Minderheiten stellt sich das Problem anders: Die materielle Kultur ist generell identisch mit jener der Majorität, die Besonderheiten sind - abgesehen von wenigen Ausnahmen - auf jene durch die Religionsausübung erforderlichen eigenen, daher von anderen vergleichbaren Einrichtungen funktional abweichenden Institutionen, auf spezielle Gerätschaften oder auf das religiöse Brauchtum beispielsweise in Verbindung mit dem Totenkult begrenzt. Als ein hervorragendes Beispiel der frühen Neuzeit können in diesem Zusammenhang Friedhofsanlagen der Hutterbrüder in Mähren aus der Zeit vor 1622 genannt werden, die durch die Tradition der Glaubensgruppe, die Tracht der Toten mittels Heftel aus Buntmetall zu schließen, unmittelbar identifiziert werden können. Die kleine, bis in unsere Zeit bestehende Religionsgemeinschaft christlicher Prägung, die bislang u.a. durch volkscundliche bzw. historische Quellen erforscht wurde, zählt aus archäologischer Sicht lediglich zu den kurzlebigen Erscheinungen im Vergleich zu älteren, über weite Teile der alten Welt verbreitete religiöse Minoritäten.

Zu dieser letzten Gruppe gehört vor allem die jüdische Religionsgemeinschaft. Sie stellt im mitteleuropäischen Zusammenhang bereits eine Ausnahme dar: Juden sind am Rhein seit dem 4. Jahrhundert durch historische Nachrichten nachweisbar, ihre Anwesenheit in den römischen Grenzprovinzen am Rhein läßt sich außerdem mittels archäologischer Funde aus Trier belegen. Beide Quellengruppen ergänzen sich auch bei der Erschließung des Mittelalterjudentums. Mittelalterarchäologen und Denkmalpfleger haben vor allem in den letzten Jahrzehnten bemerkenswerte, zum Teil bislang unbekannt Seiten jüdischen Lebens anhand von Baubefunden dokumentieren können. Gemeinsam mit Funden und Fundbeobachtungen seit Beginn des 19. Jahrhunderts ist es hierdurch möglich geworden, Hinweise zur materiellen Geschichte des Judentums zwischen Rhein und Weichsel anhand von archäologischen Quellen zu gewinnen.

Dies gilt nicht nur für die Synagogenarchitektur des Mittelalters, wie Ausgrabungen in Synagogen während der ersten Nachkriegsjahre in Köln sowie seit wenigen Jahren in Wien, Regensburg und Marburg beziehungsweise die Erfolge der Denkmalpfleger in Miltenberg und Erfurt eindrucksvoll bestätigen. Bei Ausgrabungen in jüdischen Wohnvierteln in deutschen Städten in Verbindung mit Stadt-sanierungsmaßnahmen der letzten Zeit gelang es mehrfach, bislang unbekannt Ritualbäder in Wohnhausanlagen freizulegen (Frankfurt/M., Halberstadt). Selten kamen dagegen bewegliche Güter mit einem direkten Bezug zum Judentum zum Vorschein: Ein Goldring mit den Symbolen der jüdischen Gemeinde in Regensburg fand sich im Bauschutt eines Kellers in der Nähe der ausgegrabenen Mittelaltersynagoge, eine mittelalterliche Ofenkachel mit einem hebräischen Buchstaben in Trier. Vergrabene Funde von Goldmünzen vor allem aus der Zeit der Pest um 1350 und der hiermit verbundenen Verfolgungen jüdischer Bürger sind demgegenüber relativ zahlreich in jüdischen Wohnvierteln oder aus Kellerverstecken jüdischer Privathäuser geborgen worden. Zur Gruppe der Hortfunde zählen aber auch Schmuckensembles, wie zum Beispiel ein Fund des 14. Jahrhunderts aus Weißenfels in Sachsen-Anhalt, der u.a. einen jüdischen Verlobungs- oder Hochzeitsring - ausgewiesen durch die hebräische Inschrift "Gut Glück" - enthielt. Eine Besonderheit sind schließlich Funde jüdischer Münzen des Mittelalters im Gebiet östlich der Elbe. Hier sind sie als Einzelfunde oder aber in großer Stückzahl in Münzhorten bekannt.

Die katalogmäßige Erschließung dieser und weiterer archäologischer Quellengruppen des Mittelalters in jenem von der "Germania Judaica", Band 1 - 3, bearbeiteten Bereich Mitteleuropas anhand der bis heute bekannten Publikationen und Fundberichte ist weitgehend abgeschlossen. Verfasser hofft, die wissenschaftliche Auswertung dieser Funde und Befunde mit Bezug zum Judentum innerhalb einer überschaubaren Zeit fertigstellen zu können. Das Problem der Friedhöfe wird dabei nicht übergangen. Neben wenigen Hinweisen auf zufällig geborgene,

überwiegend unsachgemäß untersuchte jüdische Gräber sind auch die an über 70 Orten im oben genannten Gebiet bekannten jüdischen Grabsteine des Mittelalters erfaßt worden. Gerade die Friedhöfe sind dank neuerer englischer Forschung im Zusammenhang mit Ausgrabungen auf einem jüdischen Friedhof in York neu zu bewerten.

Ziel der Studie ist zunächst, eine überfällige Bestandsaufnahme vorzulegen. Darüber hinaus soll aber auch auf offensichtliche Lücken im derzeit verfügbaren Material hingewiesen werden. Hierzu gehört u.a. das Fehlen von Etrogkernen im Schutt mittelalterlicher Schichten als Beleg für einen in den historischen Quellen überlieferten Import dieser Frucht. Gemeinsam mit ausgewählten archivalischen Nachrichten zur Geschichte des Judentums in der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends n.Chr. dürften archäologische Funde zukünftig zur Beschreibung der materiellen Seiten jüdischen Lebens im Mittelalter herangezogen werden können.

Esra

Ein orthodoxer jüdischer Jugendbund 1919 bis 1933

Manfred Voigts

Daß es in Deutschland einen jüdisch-orthodoxen Jugendbund gegeben hat, wird nur wenigen bekannt sein. Seine Gründung, die etappenweise bis 1919 vollzogen wurde, geschah spät. Die große Zeit der Jugendbewegung war damals fast schon vorbei. Der Freideutsche Jugendtag auf dem Hohen Meißner, auf dem die berühmte Formel beschlossen wurde, hatte schon im Oktober 1913 stattgefunden. "Die Freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten." 1919, nach dem verlorenen Weltkrieg, war die Jugendbewegung schon politisch gespalten und wandelte sich in die straffer organisierten Bünde um.

Warum die Gründung des Esra, wie er sich dann nannte, so spät geschah, ist leicht erklärt: Das innere Klima der orthodoxen Austritts-Gemeinden war der Jugendbewegung keineswegs günstig. Die gesamten 15 Jahre seines Bestehens hatte der Esra mit der Spannung zwischen Orthodoxie und Jugendbewegung zu kämpfen. In den letzten Jahren kam noch ein anderes Problem hinzu: der wachsende Einfluß des Zionismus. An ihm, nicht am Sieg des Faschismus zerbrach der Esra 1933. Über den Esra ist wenig bekannt gewesen. Er wurde im Rahmen der gesamten jüdischen Jugendbewegung untersucht, es gab auch einige Erinnerungen, aber schon die Veröffentlichungen des Esra sind nirgends systematisch gesammelt worden. Nach jahrelanger Vorarbeit ist dann aber 1992 eine umfangreiche Dissertation von Benjamin B. Adler an der Universität Amsterdam veröffentlicht worden, die in Deutschland kaum bekannt wurde und auf die sich die folgende Darstellung stützt. Dr. Adler ist inzwischen Rabbiner in Jerusalem. Er hat damals, und das macht nicht das geringste Verdienst dieser Arbeit aus, neben der Suche nach Dokumenten auch mehrere Befragungen ehemaliger Esräer durchgeführt, er konnte sich also auch auf lebendige Erinnerungen stützen und dadurch schwierige Fragen beantworten.

Der oberste Leitsatz des Esra lautete:

"Um den Weg des Judentums in seiner Vollendung zu gehen, errichtet der Esra als Erziehungsziel das Ideal der jüdischen Persönlichkeit, die Torah und Weltwissen in einem gesunden Körper vereint."

Hier stehen die drei Säulen des Esra friedlich vereint: die Torah, das profane Weltwissen und der durch Sport, Spiel und Wandern gesund erhaltene Körper. Das Austarieren der Gewichte dieser drei Säulen war sehr schwierig, denn sie waren keineswegs von ihrer Geschichte her vereint. Und eines war schon hier deutlich: Hatte die Jugendbewegung gesagt, sie wolle 'aus eigener Bestimmung' das Leben gestalten, dann sagte Esra, daß die Bestimmung der Lebensgestaltung nicht ihre Aufgabe sei, sondern daß diese durch die Torah vorgegeben sei.

Für die neun bis fünfzehnjährigen Jungen und Mädchen war zweifellos das Gemeinschaftsleben, der Wunsch nach einem 'Paradies der Kindheit' in der Natur, beim Lagerfeuer und auf Wanderfahrten der nachhaltigste Anstoß, dem Esra beizutreten. Aber schon hier gab es Probleme: Wie war das Zusammenleben von Jungen und Mädchen zu gestalten? Schnell war man sich darüber einig, daß man sich Duzte - was damals eben keine Selbstverständlichkeit war. Aber schon beim Tanzen wurde es problematisch, und das enge Zusammenleben bei den Wanderfahrten führte dazu, daß Jungen und Mädchen getrennt wanderten und sich erst am Zielort trafen. Auf den Fahrten selbst wurde selbstverständlich Torah gelernt, man hatte zuvor mit den auf dem Wege liegenden Gemeinden Kontakt aufgenommen, um Schabbat zu feiern, gelegentlich bot erst die Jugendgruppe die Möglichkeit, den Minjan zu erreichen, und so wurde manchmal eine lange unbenutzte Synagoge zum Ort heiliger Handlungen. Auch die Übernachtungsorte mußten den orthodoxen Kriterien genügen. Der Brunnen auf dem Hof reichte zur Reinigung der Teller und Bestecke nicht aus, alles wurde zum nahen Fluß getragen und dort mit dem fließenden Wasser gereinigt.

Was der Esra bei den Jungen und Mädchen erreichen wollte, war eine Abkehr von der Assimilation. Man wollte jüdisch leben, und das stand im Kontrast zu der besonders deutschen Jugendbewegung. Das war ein Problem: Lenkt die enge Beziehung zur deutschen Landschaft, zur Eiche, zum Main, zu deutschen Burgen nicht ab von Erez Israel? Die Lieder, die auf den Fahrten gesungen wurden, waren oft deutsche Melodien mit jüdischen Texten.

Und man war gegen das krankmachende, hektische und allein vom Geld diktierte Stadtleben, man war gegen den Kapitalismus - wurde freilich finanziell unterstützt durch die wohlhabenden Eltern, die ja auch die Austritts-Gemeinden unterhielten. Kurz: Der Weg aus der Assimilation heraus stieß überall auf Probleme, die diskutiert werden mußten und über die gegebenenfalls Beschlüsse herbeigeführt werden mußten.

Der Weg, der beschritten wurde, war äußerst schmal. Zwischen den Bedürfnissen der Kinder und dem hohen Ziel der 'idealen jüdischen Persönlichkeit' mußte feinstes pädagogisches Gespür finden, was zumutbar war und was nicht. So war es ein Problem, ob die Artikel in den Esra-Blättern namentlich unterzeichnet werden durften oder nicht. Die Frage, wie lange jedes Kind täglich Torah lernen sollte, was an schöner Literatur gelesen werden durfte - alles bedurfte auf diesem neuen Weg neuer Regelungen. Wie stand man zu Heinrich Heine? Wie zu Stephan George? Die Kinder lasen begeistert Martin Buber und Bialik, beide keineswegs orthodoxe Juden. Gustav Landauer und sogar Paul Tillich standen hoch im Kurs. So kann es nicht verwundern, daß es zwei Richtungen innerhalb des Esra gab, von denen der eine mehr zur Jugendbewegung und der andere mehr zur Orthodoxie tendierte. Und vor allem für letztere tat sich ein großes Problem auf: Die Mädchen sahen nicht ein, warum sie vom Torah-Studium ausgeschlossen werden sollten. Man berief sich dann auf einen sicherlich unstrittenen Lehrsatz, daß man manchmal, um 'G-tt' zu dienen, etwas Verbotenes tun müsse. Aber das Torah-Lernen hatte bei Mädchen nie den zentralen Stellenwert wie bei den Jungen.

Höchst problematisch war die Schule, auf der die Kinder ja noch lernten. Es gab Stimmen, die die gesamte nutzlose und falsche Schulbildung mit dem Bann belegen wollten. In den zwanziger Jahren besserte sich das Schulsystem, einige der Esra-Führer waren selbst Lehrer, aber der prinzipielle Vorbehalt blieb, weil das bürgerlich-kapitalistische Berufsbild abgelehnt wurde. Die Schule aber war Voraussetzung für den trotz allem später notwendigen Beruf, aber für die Esräer war unumstößlich: Die Mizwot sind entscheidend.

Mitte der zwanziger Jahre verschlechterte sich die wirtschaftliche Lage in Deutschland dramatisch, der jüdische Mittelstand verarmte, Papier und Druck wurden so teuer, daß die Publikationen zeitweise ausgesetzt werden mußten. Die Berufsfrage wurde immer dringlicher, denn die Stellen bei jüdischen Kaufleuten, die vor allem die Schabbat-Ruhe achteten, schwanden rapide. Auch der Antisemitismus begann sich deutlicher bemerkbar zu machen, so daß die Esra-Führer die Kinder ermahnten, ihre jüdischen Lieder auch dann zu singen, wenn deutsche Wandergruppen in der Nähe seien.

Der Kampf zwischen Torah-Wissen und Weltwissen war durch Samson R. Hirsch, dem Gründer der Neo-Orthodoxie, zwar geschlichtet, aber die Lösung, ein bloßes Nebeneinander der beiden Bereiche, blieb letztlich unbefriedigend. Als der Zionismus mit der Balfour-Deklaration eine konkrete Perspektive aufzeigte und die bisher in der Theorie verbliebene Liebe zu Erez Israel in die Praxis umgesetzt werden konnte, da zerbrach für viele die Konstruktion der von Hirsch formulierten Zweigleisigkeit. Es gab Ersäer, die begannen Neid gegenüber den Ost-Juden zu entwickeln, bei denen es den schlimmen Riß in der Persönlichkeit nicht gebe - und es gab viele, die ihre Hoffnung auf Erez Israel setzten. Es war auch dies durchaus problematisch, denn das Gebot, daß die Eltern geehrt werden sollten - der Kampf gegen die verknöcherte und verderbte Welt der Eltern war immerhin das Zentralanliegen der Jugendbewegung - , durfte nicht verletzt werden. Die Eltern aber hatten keinerlei Sympathie für den Zionismus. Die Geschichte aber ließ sich nicht mehr aufhalten. Die orthodoxe Auffassung, nach der das jüdische Exil durch die Sünden der Väter bedingt war und erst durch den künftigen Messias aufgehoben werden könne, hatte den Halt im Esra verloren, der jüdische Nationalismus siegte mit seiner Kritik an diesem Geschichtsbild. Auf dem Bundestag 1932 kam es zu einem Bruch, der nicht mehr zu heilen war. Die Basis des Esra war in Frage gestellt: Der 'Klal-Israel', die Gesamtheit Israels war nicht mehr bindend. Obwohl man noch einen Versuch der Einigung machen wollte, wurde der zionistische Teil ausgeschlossen und damit zerfiel der Jugendbund. Einige Esräer gingen nach Palästina und arbeiteten für den Aufbau Israels.

Die Arbeit von Benno B. Adler, in der die Geschichte des Esra auf umfangreiches Material gestützt mit vielen wichtigen Details nachgezeichnet wird, ist auch überaus wertvoll für die Kenntnis der allgemeinen auch geistigen Verfassung des deutschen Judentums jener Jahre; sie soll nun in einer Buchpublikation einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht werden.

DAS DOKUMENT

In dieser neuen Serie sollen künftig kurze schwer zugängliche, interessante Texte veröffentlicht werden. Der Herausgeber ist für Hinweise dankbar.

Der folgende Text von Ismar Elbogen (1874 - 1943), der von 1901 bis 1938 Dozent an der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin tätig war, ist der Zeitschrift *Die Gemeinschaft* entnommen, von der seit 1924 bis 1933 nur knapp zwanzig Hefte erschienen. Von besonderem Interesse sind die Hefte *Zum Anbruch von Mendelssohns Jubeljahr* (Nr. 15 Dezember 1928) und *Der Glaube der Jugend, Dem Andenken Franz Rosenzweigs 1886 - 1929* (Nr. 19/20 April 1930). Das Hauptwerk Ismar Elbogens *Der jüdische Gottesdienst in seiner geschichtlichen Entwicklung* von 1931 ist im modernen Antiquariatsbuchhandel für ca. DM 38.- erhältlich.

Die Gemeinschaft. Hefte für die religiöse Erstarung des Judentums

Herausgegeben von der Liberalen Synagoge Norden in Berlin
Heft 21/22, 24. November 1933, S.13-16

DAS HEBRÄISCHE ALS GEBETSSPRACHE

I. Elbogen

In der Zeit, als der Synagogengottesdienst entstand, war das Hebräische nicht mehr die Umgangssprache des jüdischen Volkes, es redete im täglichen Verkehr aramäisch. Die Synagoge aber folgte dem Tempel in Jerusalem, wo alle Anordnungen und Stichworte in hebräischer Sprache gegeben wurden, sie wählte die Sprache des Heiligtums, Leshon hakodesch, zu ihrer Sprache. Darin wird sie bestärkt haben, daß das auch die Sprache der biblischen Sänger, der klassischen Beter, war. Es gab auch Gebete in der aramäischen Umgangssprache, eines von ihnen, das Kaddisch, ist zu hohen Ehren gekommen, ein Eckstein der ganzen Liturgie geworden. Im allgemeinen aber ist die Sprache des Gebets die hebräische geblieben, obwohl die Mischnah ausdrücklich bestimmt, daß das Schéma und die Tefilla jeder Sprache gesprochen werden können, und keineswegs die später beliebte Einschränkung hinzufügt, daß es sich hier nur um das Privatgebet und nicht um den öffentlichen Gottesdienst handelt. Von hellenistischen Juden steht fest, daß sie auch das Hauptgebet in griechischer Sprache gesprochen haben. Später, als die Umgangssprachen der Juden wechselten, sind wohl einzelne Stücke in arabischer, griechischer oder einer anderen europäischen Sprache in das Gebetbuch gekommen, aber das änderte nichts an dem Gesamtcharakter des Gottesdienstes, der hebräisch blieb. Die über die ganze Welt zerstreute Judenheit hatte hierin etwas Gemeinsames, der Gottesdienst bildete, seinem Inhalt und seiner Sprache nach, das einigende Band, das sie alle zusammenhielt. Es haben keineswegs alle Juden die hebräischen Gebete durchweg verstanden, man hat sehr früh fremdsprachliche Wiedergaben oder Übertragungen den Gebetstexten beigefügt, aber die Kraft der Überlieferung war stark genug, die Gemeinden fügten sich dieser ohne Widerspruch, die Menschen des Mittelalters verstanden es, ihr Andachtsbedürfnis damit zu befriedigen.

Aber die Zeiten änderten sich, die Menschen wurden differenzierter, empfanden das Bedürfnis, ihr Gebet auch wirklich zu verstehen, stärker. Insbesondere kam seit dem Ende des 18. Jahrhunderts das weibliche Geschlecht mehr zur Geltung, dessen religiöse Ausbildung bis dahin arg vernachlässigt und fast ausschließlich dem häuslichen Einfluß überlassen worden war. In den Kreisen der Berliner Aufklärung entstanden zuerst Übersetzungen der Gebete in der hochdeutschen Sprache der damaligen Gebildeten, David Friedlaender widmete seine "Gebete der Juden auf das ganze Jahr", die 1786 in hebräischen Lettern erschien, "seiner ehrwürdigen Mutter, und seiner verehrenden Schwiegermutter." Was ihn leitete, war das dringende Verlangen, denjenigen, die nach dem Herkommen beteten, den Inhalt des Gebetes verständlich zu machen und so ihr religiöses Empfinden zu beleben. Diesen Gedanken vertrat er auch mit Entschiedenheit, als seine Übersetzung von rabbinischer Seite verketzert und er genötigt wurde, sein Tun zu rechtfertigen.

Dieser religiöse Gedanke, das Verständnis für den Wortlaut des Gebetes zu heben und zu verbreiten, gewann bei den Gebildeten der Zeit immer mehr Anhänger. Das 19. Jahrhundert ist für die Juden das Jahrhundert der Übersetzungen geworden, fast in allen Ländern, in denen Juden wohnten, sind Übersetzungen der Gebete und der Bibel in die Landessprache entstanden. In diesem Bestreben waren alle Richtungen, Orthodoxe und Fortschrittliche, einig. Sehr früh aber trat zu diesem Betreiben das weitere, die Umgangssprache auch im öffentlichen Gottesdienst zur Geltung zu bringen. Als Napoleon I. die Notabeln in Paris versammelt hatte, wurden hinter den Kulissen allerlei Reformvorschläge, u. a. auch die Einführung der Landessprache für die T^éfilla, besprochen. Offen trat Joseph Bamberger aus Hachenburg (im Westerwald) im August 1807 in seinem Sendschreiben an das Große Sanhedrin in Paris "Ein Wort zu seiner Zeit" mit einem solchen Vorschlag hervor. In seinem blinden Haß gegen die Rabbiner wirft er ihnen auch dies vor, daß sie hindern, "daß wir verstehen dürfen, was wir beten"; selbst die Bibelvorlesung will er nur in der Landessprache hören. Klingt bereits hier ein politischer Ton mit, so wird dieser ganz und gar maßgebend bei David Friedlaender, der wenige Wochen nach dem preußischen Edikt über die Gleichberechtigung der Juden (vom 11. März 1812) mit einer Schrift hervortrat "über die durch die neue Organisation der Judenschaften in den preußischen Staaten notwendig gewordene Umbildung: 1. Ihres Gottesdienstes in den Synagogen usw." und als Folge der Gleichberechtigung die "volle unverkümmerte Einführung der deutschen Sprache in das Gebet" forderte. An diese Forderung knüpfte zum ersten Male eine öffentliche Diskussion des Problems an, in der Friedlaenders Radikalismus allgemeine Ablehnung fand, obwohl das Vorhandensein gewisser Mißstände und die Notwendigkeit ihrer Abstellung nicht bestritten wurde. Auch in der Praxis ging weder der Jacobsohn-Beersche Tempel in Berlin noch der "Neue israelitische Tempelverein" in Hamburg so weit; in den für ihre Gottesdienste verfaßten Gebetbüchern fanden wohl viele Gebete in deutscher Sprache Aufnahme, weil das Verständnis der Betenden gefördert werden sollte, aber das Gebetbuch als Ganzes blieb hebräisch. Eine grundsätzliche Stellungnahme brachten erst die Rabbinerversammlungen von 1844/45. Schon die erste in Braunschweig stellte die Frage "ob und wie weit die hebräische Sprache bei den Gottesdiensten notwendig, und wenn auch nicht notwendig, doch vorerst noch ratsam erscheine?" In der Besprechung, die 1845 in Frankfurt folgte, wurde wiederum das politische Motiv zur Geltung gebracht, als Abraham Geiger die Bemerkung hinwarf, daß, wenn die hebräische Sprache als wesentliches Moment des Judentums hingestellt würde, dieses als eine nationale Religion angesehen würde. In der Abstimmung wurde die Frage in zwei geteilt und zunächst einstimmig verneint, daß die hebräische Sprache im jüdischen Gottesdienst "objektiv gesetzlich notwendig" sei. Dann aber wurde gefragt, ob es außer den formal gesetzlichen nicht auch andere, z. B. religiöse und historisch-nationale Gründe gäbe, welche eine objektive Notwendigkeit zur Beibehaltung der hebräischen Sprache für die wichtigsten Gebete einschlossen, und auch diese Frage wurde mit einer klaren Mehrheit verneint. Diese Abstimmung bedeutete den Bankrott der damaligen Rabbinerversammlungen; durch Frankels Protest und Austritt, die sie zur Folge hatte, wurde nicht nur Unsicherheit in die folgenden Beratungen getragen, sondern auch die Aufmerksamkeit der jüdischen Öffentlichkeit auf die Tragweite des Streitpunkts gelenkt. Niemand in der Versammlung hatte die Beibehaltung des Hebräischen im überlieferten Umfang befürwortet, niemand die Berücksichtigung der Landessprache im Gebet bekämpft, aber als Ziel der Mehrheit ergab sich klipp und klar, daß das Hebräische zwar für den Augenblick noch zu dulden, nach und nach aber zu beseitigen sei. Das aber wollte die überwiegende Masse der deutschen Juden nicht, und darum wandte sie sich von den Männern der Rabbinerversammlung ab. Heute vertritt *keine ihrer Verantwortung bewußte Stelle* mehr den Standpunkt, daß es eine Pflicht ist, das Hebräische aus dem Gottesdienst zu eliminieren.

Ein anderer Gesichtspunkt aber führte dazu, daß auf eine Einschränkung der hebräischen Sprache im Gottesdienst hingearbeitet wurde, daß diese nämlich sehr vielen Besuchern des Gottesdienstes unbekannt ist. Das hat zu häufigen Änderungen des Gebetbuchs und Kürzungen des hebräischen Textes Anlaß gegeben. Eine wirkliche Hilfe haben diese freilich nicht gebracht. Die hebräischen Kenntnisse sind nicht besser geworden, ihre Abnahme hat die Kürzung des Textes noch übertroffen. Die Fremdheit gegenüber dem Gottesdienst ist in den allermeisten Fällen - es gibt sicher auch Ausnahmen - nicht Gegnerschaft gegen die fremde Sprache, sondern Gleichgültigkeit gegen das Judentum und seinen Gottesdienst überhaupt, und der deutsche Teil des Gottesdienstes bleibt nicht minder fremd als der hebräische. Auf der andern Seite wird der häufige Besucher eines Gottesdienstes auch leicht Verständnis für ihn gewinnen, die Erfahrung der Hohen Feiertage zeigt die Möglichkeit einer regen Beteiligung auch an einem relativ schwierigen Gottesdienst, wenn diese durch den regelmäßigen Besuch und das Entgegenkommen des Beters gefördert werden. Der jüdische Gottesdienst ist weit einfacher und verständlicher, als er dem ihm Entfremdeten erscheint. Die Entscheidung, ob er fruchtbar und eindrucksvoll gestaltet werden kann, liegt beim jüdischen Menschen, nicht beim toten Buchstaben. Das *Grundproblem ist nicht eines der Kenntnisse, sondern eines des Willens!* Wo aber ein Wille ist, ist auch ein Weg!

AUS DER JÜDISCHEN WELT

Das Jahr der Ehrungen

Am 13. August 1999 starb der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, **Ignatz Bubis**. Die Trauer um ihn vereinte die jüdische und nichtjüdische Öffentlichkeit. Zur Eröffnung des Studiengangs Jüdische Studien an der Universität Potsdam im Herbst 1994 war er persönlich erschienen und hat bis zu seinem Tod dessen Entwicklung mit Interesse begleitet und unterstützt. Das letzte Jahr seines Lebens wurde ihm durch die Krankheit aber auch durch die Auseinandersetzung mit Martin Walser verleidet. Verbittert stellte er in seinem letzten Interview fest, dass er wenig bewirkt hätte. Viele sehen das anders und meinen, dass Bubis viel zum Abbau der Berührungsgänge zwischen Juden und Nichtjuden beigetragen hat. Noch posthum erhielt er den Ricarda-Huch-Preis und wurde zum Ehrensenator der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg ernannt. In seiner Laudation auf Bubis sagte der Historiker Dan Diner: "Ignatz Bubis' Name steht im heutigen Deutschland für das Rätsel der Zugehörigkeit in diesem Land. Er steht für die Anstrengung einer Öffnung des Rechts auf Teilnahme und Teilhabe am Gemeinwesen und für eine Wandlung im Begriff der Staatsbürgerschaft. Bubis' Rückgriff auf die Emblematik des deutschen Judentums in Gestalt des jüdischen Deutschen oder des deutschen Staatsbürgers jüdischen Glaubens war kein historischer Versuch, an das noch unbeschädigt Vergangene, an die Zeit von vor 1933, anzuschließen. Dafür war er als Überlebender des Holocaust zu sehr der Erinnerung an den Schrecken verpflichtet. Eher ist zu vermuten, dass Ignatz Bubis nicht mehr und nicht weniger wollte denn als Gleicher gleich behandelt zu werden. Diese Art von Gleichheit freilich setzt die Anerkennung des Andersseins voraus." (FAZ, 3.11.99)

Mit Preisen wurden dieses Jahr auch mehrere andere jüdische Persönlichkeiten in Deutschland bedacht. So erhielt, gleichsam, wie gemunkelt wird, als Wiedergutmachung für die letztjährige Preisverleihung an Martin Walser, nun der jüdisch-amerikanische Historiker **Fritz Stern** den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Der aus Breslau gebürtige Emeritus der Columbia University in New York emigrierte 1938 im Alter von 12 Jahren in die USA. 1987 sprach er am Tag der deutschen Einheit vor dem Bundestag und seine Rede, in der er betonte, dass "viele unausgesprochen" bleiben müsse, erhielt ein geteiltes Echo. Er betont stets die Verantwortung des handelnden Individuums. Seine neuesten Essaysammlungen sind unter dem Titel "Das feine Schweigen". Historische Essays, München 1999 und "Einstein's German World", Princeton 1999 erschienen.

Der Geschwister-Scholl-Preis wurde auch einem amerikanisch-jüdischen Historiker verliehen, nämlich dem in Berlin geborenen **Peter Gay** für sein Buch "Meine deutsche Frage - Jugend in Berlin 133-1939". Der 1923 als Peter Fröhlich in Berlin geborene Gay konnte 1939 in letzter Minute mit seinen Eltern emigrieren. Kritisch, doch ohne Resentiments setzt er sich mit seiner Biographie und der deutschen Geschichte auseinander. Sein Werk wurde ausgezeichnet, weil es "auf exemplarische Weise die Beschreibung eines jüdischen Einzelschicksals mit der Analyse einer Epoche verbindet".

Den Frankfurter Börne-Preis erhielt der in Frankreich lebende, aus Hamburg stammende jüdisch-deutsch-französische Schriftsteller **Georges-Arthur Goldschmidt**. Seine Eltern setzten ihn 1938 in einen Zug nach Italien, sie selbst blieben zurück und er sah sie nie wieder. Dieses Trauma prägt ihn, doch sind seine Bücher nicht im herkömmlichen Sinn autobiographisch. Bekannt gemacht haben ihn insbesondere die Bücher "Ein Garten in Deutschland", das er auf Französisch verfaßte sowie "Die Absonderung" und "Die Aussetzung", die er auf Deutsch schrieb. Er ist im wahrsten Sinne ein Wanderer zwischen verschiedenen Welten. Peter von Matt hatte ihn in der FAZ "Ecrivain français und deutscher Dichter in Paris" genannt und eine Verbindungslinie zu Paul Celan, zu Heinrich Heine und eben auch zu Ludwig Börne gezogen.

Eine weitere ehemalige Berliner, die vor dem Krieg erfolgreiche Photographin **Marianne Breslauer** geborene Veilchenfeldt, bekam den Hannah-Höch-Preis. Nachdem sie von den Nationalsozialisten mit Publikationsverbot belegt wurde, floh sie 1936 in die Schweiz und hörte auf zu photographieren. Den Preis nahm sie nur entgegen, weil er ein Preis ihrer Heimatstadt Berlin ist; einen anderen, so spät verliehenen, hätte sie, die jetzt 90 Jahre alt wurde, wahrscheinlich nicht angenommen (FAZ, 28.10.99).

Der Hessische Kulturpreis geht dieses Jahr an drei Preisträger. Neben Jürgen Habermas und Sigfried Unseld wird **Marcel Reich-Ranicki**, dessen Autobiographie "Mein Leben" ein Bestseller geworden ist, für seine Verdienste als Leiter der ZDF-Sendung "Literarisches Quartett" und als Kritiker, der "der Rolle des Kunstrichters wieder Geltung und Respekt" verschafft hat, gewürdigt. Auch Reich-Ranickis Frau Teofila hat eine späte Würdigung erfahren, denn ihre im Warschauer Ghetto heimlich angefertigten Zeichnungen wurden im Jüdischen Museum der Stadt Frankfurt am Main dem breiten Publikum vorgestellt. Frau Reich, in ihrer Jugend eine vielversprechende Künstlerin, hat seit der Ghetto-Zeit nie mehr gezeichnet.

Das Jüdische Museum in Berlin hat gleich zwei Preisträger in seinen Mauern: **W. Michael Blumenthal**, der Museumsdirektor und aus Oranienburg gebürtiger Amerikaner und Autor der Autobiographie "Die unsichtbare Mauer", wurde in New York mit der Leo-Baeck-Medaille für seine vielfältigen Lesungen ausgezeichnet.

Daniel Liebeskind, der inzwischen weltberühmte Architekt des einzigartigen Museumgebäudes, das als Jahrhundertbau und "stupor mundi" gilt, erhielt den diesjährigen Deutschen Architekturpreis. Der Architektursoziologe Werner Durth nannte das Museum ein Denkgebäude und die Verkörperung des Scheiterns der deutsch-jüdischen Symbiose.

Der Staatspreis des Landes Nordrhein-Westfalen geht dieses Jahr an zwei sehr unterschiedliche Persönlichkeiten, nämlich an den Präsidenten des Deutschen Fußballbundes Egidius Braun und an die Lyrikerin **Hilde Domin**, die, gerade 90 Jahre alt geworden, immer noch ein preiswürdiges "herausragendes schriftstellerisches Können" beweist.

Mit deutschen Preisen wurden auch einige außerhalb Deutschlands lebende jüdische Persönlichkeiten bedacht, so wurde u.a. **Tuvia Rübner**, dem israelischen Lyriker und Literaturwissenschaftler für seine Übersetzung des Romans "Schira" von Samuel J. Agnon der Paul-Celan-Übersetzerpreis verliehen und die polnisch-jüdische Schriftstellerin **Hanna Krall** wird im Frühjahr 2000 den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung erhalten. Das Thema ihrer Bücher ist die Shoah und ihre Nachwirkungen auf die jüdischen Überlebenden in Polen. Das nun ausgezeichnete neueste Buch "Da ist kein Fluss mehr" schildert jüdische Schicksale in Polen während der deutschen Besatzung und der kommunistischen Diktatur.

In diese, immer noch unvollständige Aufstellung der jüdischen Preisträger des Jahres 1999, reiht sich der nicht-jüdische Träger der Galinski-Medaille, der österreichische Schauspieler **Dietmar Schönherr**, ein. Schönherr hatte in seiner Rede bei der Verleihung des Fernsehpreises "Goldene Kamera" Martin Walser kritisiert und für das "Recht, sich erinnern zu dürfen" plädiert, wofür er selbst in die Schußlinie geriet. Die Galinski-Medaille wurde ihm für sein von Verständigungswillen und Toleranz geprägtes Lebenswerk verliehen.

Das Erinnern selbst ist am 9. November 1999 in Deutschland sehr auf den 10. Jahrestag des Mauerfalls fokussiert gewesen, weshalb vielerorts der Eindruck entstand, man wollte sich der Erinnerung an den 9. November 1938 entledigen. Die oben aufgezählten Preise an Juden zeigen aber, dass man den Beitrag der Juden zur deutschen Kultur doch noch zu schätzen weiß und sich der Lücke bewußt ist, die die jüdischen Emigranten hinterlassen haben.

eg

REZENSIONEN

Ein neuer Scholem?

Das Buch von Elisabeth Hamacher *Gershom Scholem und die Allgemeine Religionsgeschichte* ist eine Dissertation und teilt die Probleme dieses Typus: eine zu detaillierte Aufgliederung und eine gelegentlich zu vorsichtige und daher zu engmaschige Argumentation. Diese vom Wissenschaftsbetrieb geforderten Eigenschaften aber können nicht darüber hinweg täuschen, daß dies eine Arbeit ist, die nicht nur für sich von herausragender Bedeutung ist, sondern vielleicht in späteren Jahren als ein Wendepunkt in der Scholem-Rezeption gelten wird. Der Grund hierfür ist, daß Elisabeth Hamacher die Probleme ohne jede Polemik historisch angeht: Sie behandelt Scholem als eine herausragende Persönlichkeit innerhalb der Geschichte der Religionswissenschaft, nicht der gegenwärtigen, z.B. durch eine heftige Benjamin-Diskussion gekennzeichneten Zeitgeschichte. Sie geht mit einer auf genaueste Kenntnisse des Gesamtwerkes Scholems gestützten Akribie ans Werk, so daß Teile ihrer Untersuchung zu einer historischen Begriffs-Analyse werden - eine wohlthuende Genauigkeit nach den häufig eher weltanschaulichen Diskussionen der Vergangenheit. Zu diesen hat freilich Scholem selbst unübersehbar beige-

tragen, indem er sich häufig zu vielschichtigen und umfassenden Problembereichen äußerte, obwohl er immer wieder betonte, daß er nur auf dem Felde der Kabbala sich als Fachmann fühle. Elisabeth Hamacher hat diesen Umstand insofern aufgegriffen, als sie dessen Äußerungen über christliche und außereuropäische Religionen thematisierte und der Frage nachging, ob Scholem ein allen Religionen gemeinsames ‚Wesen‘ des Religiösen anerkannt habe und ob die ‚mystische Erfahrung‘ in allen Kulturkreisen denselben ‚Kern‘ habe.

Das Ziel dieser Arbeit war es nachzuweisen - und darin besteht der gelungene Versuch, Scholem in die Geschichte der Religionswissenschaft einzugliedern -, daß ihn sehr wohl eine Nähe zur ‚religionsgeschichtlichen Schule‘ von Rudolf Otto, Georg Mehlis, Wilhelm Bousset, Evelyn Underhill und anderen kennzeichnete. Es kann nicht Aufgabe dieser Rezension sein, die differenzierten Argumentationen von Religionsgeschichte und Religionsphänomenologie nachzuzeichnen, die Hamacher expliziert, um Scholem mit ihnen in Verbindung zu stellen. Entscheidend ist ihr Nachweis, daß Scholem ganz im Gegensatz zu der frühen Kritik an Bubers ‚Erlebnismystik‘ selbst das mystische Erlebnis ins Zentrum seiner Auffassung der jüdischen Mystik stellte. „Ob kollektiv oder individuell, das religiöse oder auch das gläubige Bewußtsein, in dem seelische Erlebnisse (Gefühle, Stimmungen) und kognitive Prozesse (Ideen, Vorstellungen) sich verbinden, ist bei Scholem das eigentliche Subjekt der Religionsgeschichte bzw. der religiöse Faktor, der für die religionsgeschichtliche Bewegung sorgt.“ (S.322) Trotz aller zur Schau gestellten Abgeklärtheit des Wissenschaftlers war Scholem der festen Überzeugung, daß gerade das ‚Irrationale‘ des mystischen Erlebens der lebendige, der ‚gärende‘ (S.197) Anteil am Judentum war - und ist. Dies war der innerste Antrieb seiner ‚Counter-History‘, seiner Gegen-Geschichte gegenüber dem offiziellen orthodoxen jüdischen Geschichtsbild, das ‚unterirdischen‘ Bewegungen und ihren eruptiven Ausbrüchen in die ‚obere‘, sichtbare Geschichte so große Bedeutung zuwies.

Das mystische Erlebnis, das Scholem wieder und immer wieder zu umschreiben und beschreiben versuchte, war nicht ein Erleben der gegenüberstehenden natürlichen oder geschichtlichen Realität, sondern das Erlebnis Gottes, das gleichwohl oder eben deshalb das Erfahren einer „letzten Realität“ sei. Elisabeth Hamacher beschreibt detailliert die verschiedenen Formen dieser mystischen Erfahrung, legt Nähe und Distanz der Scholemschen Vorstellungen zu den christlichen z.B. der *unio mystica* dar, aber auch das kann hier nicht referiert werden. Von größter Bedeutsamkeit ist, daß sie in aller Schärfe herausarbeitet, daß Scholem den Kern dieser mystischen Erfahrung für so ‚unbeschreiblich‘ hält, daß er vom ‚Nichts‘ Gottes spricht. Von diesem „Erlebnis des göttlichen Nichts“ (S.270) läßt sich keine Bubersche ‚Verwirklichung‘ ableiten, und dieses Erlebnis erst gab Scholem die Möglichkeit, zwischen diesem Erlebnis und ihrem symbolischen oder sprachlichen Ausdruck zu unterscheiden: „Ausdrücklich und unzweideutig vertritt er die Auffassung, daß diese mystische Erfahrung prinzipiell von ihrer Deutung zu trennen ist und universal dieselbe ist.“ (S.251) Die Unterschiede mystischer Erfahrung seien nur die von Deutungen (S.266). Allerdings - und das erschwert einerseits die Analyse und gibt andererseits Stoff für weitreichende weltanschauliche Deutungen - „macht er selbst keineswegs immer deutlich, wann er von jenem primären Erlebnis und wann er von sekundären Deutungen spricht.“ (S.330)

Diese Unklarheit aber ist möglicherweise in der Problematik der Sache selbst begründet. Diese wird deutlich, wenn Hamacher auf einer Seite zitiert, daß sich in der Erfahrung der ‚letzten Realität‘ die „Kategorien von Subjekt und Objekt“ auflösen, gleichwohl aber Scholem von „Gott als dem einheitlichen Objekt aller mystischen Erfahrung“ spricht (S.261). Hier steht, wie es nicht anders sein kann, die wissenschaftliche Tätigkeit selbst zur Disposition, insofern sie einen abgeschlossenen Objektcharakter ihres Gegenstandes voraussetzt. Dies zu untersuchen war nicht mehr Aufgabe der Analyse Elisabeth Hamachers, um so wichtiger ist es daher, daß sie zu dieser Frage hinführt. Einige der von Hamacher herangezogenen Religionshistoriker waren mehr oder weniger eng verbunden mit dem Neukantianismus, der die ‚Realität‘ - in Analogie zur zeitgleichen Elementarphysik - bis nahe an den Objektcharakter auflöste und als ‚Deutung‘ auffaßte. Der niederländische Phänomenologe van Peursen hat das Subjekt-Objekt Verhältnis aufgelöst und die Wirklichkeit als Ereignis aufgefaßt. An einem Satz aus diesem Buch kann man ersehen, warum Scholem dieser philosophischen Denkweise nicht folgen konnte. „Erkenntnis und Wirklichkeit sind verwoben in den enthüllenden Namengebungen, die in Geschichte und Gesellschaft den Geschehnissen die richtigen Rollen zu erteilen versuchen.“ Dieser Satz läßt sich in seiner Geschichtsimmanenz mit Scholems kabbalistisch inspirierten theologischen Sprachtheorie in keiner Weise verbinden. Elisabeth Hamachers Analyse wollte ausdrücklich „einmal nicht auf die sprachphilosophischen, sondern die religionsgeschichtlichen Aspekte der Scholemschen Kabbaladeutung“ hinweisen (S.170); nur von diesem Aspekt aus war die Nähe zu zeitgleichen religionsgeschichtlichen Theorien möglich.

Raphael Seligmann hat 1913 in einem Aufsatz der von Hamlet formulierten, tatsächlich aber griechischen Grunddifferenz von ‚Sein und Nichtsein‘ die jüdische Grunddifferenz gegenübergestellt, nämlich die von „Sein oder Beurteilung des Seins“. Vielleicht hätte Scholem dem zugestimmt aber darauf hingewiesen, daß die ‚letzte Realität‘ das göttliche Nichts ist, das seinerseits der Ursprung jeden Urteils ist.

Manfred Voigts

Verbands-Nachrichten

Aus der diesjährigen Mitgliederversammlung der Vereinigung für Jüdische Studien e. V. am 26.2.1999 in Bad Homburg

Die Mitgliederversammlung wählte bei ihrer diesjährigen Sitzung satzungsgemäß einen neuen Vorstand:

Prof. Dr. K. E. Grözinger (Potsdam) als 1. Vorsitzenden
Prof. Dr. R. Jütte (Stuttgart) als 2. Vorsitzenden
Dr. M. Voigts (Berlin) als Schatzmeister
Prof. Dr. F. Battenberg (Darmstadt) als 1. Beisitzer
Prof. Dr. W. Stegmeier (Greifswald) als 2. Beisitzer

Satzungsgemäß wurde eine Kassenprüfung vorgenommen und Schatzmeister und alter Vorstand entlastet.

Wesentliches Thema war die weitere Etablierung der Jüdischen Studien / Judaistik im Gefüge der deutschen Forschungsstrukturen und ihrer Finanzierung. Die anhaltende Weigerung der DFG, das Thema Judentum in die Struktur der DFG als eigene Größe einzuführen, soll für die Vereinigung - möglichst in Kooperation mit den beiden anderen Verbänden - weiterhin kein abgeschlossenes Thema sein, sondern auf der Agenda bleiben. Demgegenüber ist es dem Vorsitzenden gelungen, beim DAAD die Bewilligung von Jerusalem-Stipendien im Rahmen des Integrierten Auslandsstudiums für Studenten der *Jüdischen Studien* zu erreichen. Dafür sei dem DAAD nachdrücklich und herzlich gedankt.

Die Präsenz der Vereinigung soll durch ihre Einbeziehung in größere Kongressprojekte einiger Mitglieder verstärkt werden. Näheres dazu wird rechtzeitig bekannt gegeben. Die Vereinigung sowie unser Nachrichtenblatt sind nun auch im Internet abrufbar unter der Adresse:

<http://www.uni-potsdam.de/u/religion/index.htm>

Wir bitten die Mitglieder weiterhin um Nachrichten und Mitteilungen für unsere Verbandszeitung, die wir zielstrebig entwickeln wollen.

Mit den besten Wünschen für das Jahr 2000

für den Vorstand: Prof. Dr. K. E. Grözinger

Die VJS-Nachrichten sind auf Mitarbeit angewiesen. Die Redaktion bittet daher um Anregungen und um Zuschriften, die auf Wunsch namentlich gekennzeichnet werden können. Die VJS-Nachrichten sind eine offene Publikation für Hinweise und Kurzartikel zu jüdischen Themen.

A U F N A H M E A N T R A G

Hiermit beantrage ich meinen Beitritt zur *Vereinigung Jüdische Studien e. V.* und bitte um Zusendung der Satzung.

NAME:

ANSCHRIFT dienstlich:

privat:

Universität oder Funktion:

besonderes wissenschaftliches Interesse:

Bitte senden an: Universität Potsdam
Jüdische Studien / Jewish Studies
Professur für Religionswissenschaft
Prof. Dr. Karl E. Grözinger
Pf 601553
14415 Potsdam

.....
Unterschrift